

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 16 (1912)

Artikel: Christoph [Fortsetzung]

Autor: Bosshart, Jakob

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574005>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE SCHWEIZ
1895FRITZ
VORDE

Sucher

Wo gehst du hin, du fremder Wanderer, sprich?
O meine Seele du: ich suche mich.
Ich suche mich, der ich in süßen Stunden
Voll Tau und Traum ein teures Bild gefunden
Und Spiegel dünkte mich, der leicht da schritt.
Die jungen Morgenröten nahm er mit,
Der hellen Tage festgeschmückte Schar,
Abend und Abend blau und tief und klar
Und weiße Nächte und das Heer der Sterne
Und ging dahin und grüßte seine Ferne.
Und ich — ich weiß es nimmer, wo ich bin:
In Fron und Last, in Not um den Gewinn
Des kargen Brots? Oder ein Fürst in Reichen,
Die hinter diesen meerbestürmten bleichen

Gestaden fest in goldenen Grenzen ruhn?
Und was ist wirklich? Liebe Lust, zu tun
In holdem Einklang mit des Herzens Schlag,
Oder die Sorge für den nächsten Tag,
Armut und Plage? — Hab ich mich geschaut,
Da ich so teurem stolzem Bild getraut?
O Haß und Streit, du wilde Welt der Stürme:
Wem war ich nah, als ich die starken Türme
Des Landes sah, wo keine Not uns bricht
Und Jugend Weisheit ist, und felige Pflicht
Nur das gebietet, was das Herz verlangt?
Wem war ich nah, so nah, um den mich bangt?
Wem war ich nah? O meine Seele, sprich!
Ich suche mich.

Victor Hardung, St. Gallen.

Nachdruck verboten,
Alle Rechte vorbehalten.

Christoph.

Erzählung von Jakob Voßhart, Zürich.

(Fortsetzung).

Am folgenden Morgen war Christoph voll Ausgelassenheit. Als ihn die Mutter nach Wasser schickte, nahm er den größten Eimer und trug ihn in den Zähnen in die Küche. Dann schlenderte er zum Bach hinab, wählte einen mächtigen Stein aus und wälzte ihn ins Dorf hinein und die Gasse hinauf. Der Zimmermann fantete Holz auf dem Platz und schalt ihn ob des törichten und nutzlosen Gebarrens. Das verstand aber Christoph nicht so. Er griff zu einer Breitaxt und bearbeitete damit ein Bauholz so unbändig, daß die Späne auf die Dächer flogen und der Stamm im Handumdrehen zuschanden gehauen war. Der Zimmermann wetterte, und die Nachbarn ließen weit von den Matten herbei, um zu sehen, was der Lärm bedeute. Das dünkte Christoph erst recht lustig; wies ihn einer zurecht, so schob er seine Hemdärme zurück, ließ die Ellbogen knacken und sagte: „Machen wir einen Hosenlupf?“ Keiner wollte sich mit ihm einlassen, und das machte ihn immer übermütiger.

Am Mittag kam der Gemeindeälteste zur Mutter und machte ihr Vorstellungen: es heiße dem Teufel einen Braten zurichten, wenn man einen so kräftigen Menschen herumlungern lasse, und unerträglich sei es, daß sich arbeitsame und rechtschafene Leute seinen Mutwillen gefallen lassen müßten. Sie solle dem Lümmel eine passende Arbeit geben, eine recht strenge, an der er seine überschüssige Kraft auslassen könne.

Klephi nahm ihren Christophli in Schuß: er sei noch ein Kind, das sehe man an seinem Treiben, mit den Jahren werde ihm der Verstand schon nachhinken; sie wenigstens traue ihm zu, daß er einmal etwas Rechtes werde, jeder Farren sei einmal ein Käblein gewesen. Eine Arbeit für ihn wisse sie augenblicklich nicht, sie wolle sich die Sache überdenken. So redete die verletzte Mütterlichkeit aus ihr.

„Du bist eine Mutter, wie Schnee Salz ist!“ erwiderte er ihr. „Läß den Buben einmal mit mir gehen, ich will ihn an eine Arbeit stellen!“

Christoph folgte ihm willig auf die Matte hinaus und ließ sich eine Sense reichen, wog aber das Geräte mit verächtlichen Blicken in der Hand und meinte, er brauche eine Sense, mit der man den Uebwald abmählen könne, mit einem so einfältigen Werkzeug wisse er nichts anzufangen. Und als der Alteste ihn scharf anließ, schlug er die Sense so zornmütig an einen Stein, daß sie in Stücke flog.

Nun verging kein Tag, an dem er nicht durch irgend eine Ungereimtheit Vergernis erregte; der Unwille gegen ihn wurde so groß und allgemein, daß er vor die Gemeinde geladen wurde. An einem Sonntag traten die Männer nach dem Gottesdienst unter dem Ahorn zusammen, und der Gemeindeälteste sprach so zu ihnen: „Wir haben den Christoph, des seligen Simon, Geißhirten, Jüngsten, vor euch geladen wegen fortgesetzten Mutwillens. Wer etwas gegen ihn zu klagen hat, rede!“

Da brachte ein jeder seine Beschwerde vor. Der alte Felix Zum Busch berichtete: „Ich zog mein Wägelchen voll Heu zum Stadel hinauf, als er am Wege lungerte. Ich redete ihn an, da er so stark sei, möge er mir stoßen. Er aber troch unter das Wägelchen, nahm das ganze Fuder auf den Rücken und trug es auf die Heidiele, und ich hatte einen halben Tag Arbeit, bis ich das Fuhrwerk wieder herabgeschafft hatte.“

Der Gabelmacher flagte: er habe ihm ein halbes Dutzend Heugabelstiele aus Eschenholz, von den stärksten, übers Knie zerbrochen, um ihm zu zeigen, daß sie nichts taugten. Dem Köhler hatte er eine Axt mit einem Hieb in eine Tanne geschlagen, bis ans Oehr, mit dem Bemerkfen, sie könnte ihm sonst gestohlen werden.

So ging es weiter, es war fast keiner da, der nicht etwas zu verzeihen gehabt hätte. Das Schlimmste aber brachte der Gemeindeälteste selber vor: „Ich habe einen jungen Farren, ein Jahr alt, ihr kennt ihn alle, es gibt kein schöneres Stück im Dorf. Der hat sich auf dem Weidgang durch einen Sprung den rechten Hinterfuß verstaucht, wie männlich weiß; denn er ist ausgelassen, wie nicht weniger bekannt, und muß nun im Stall gehalten werden. Als ich vorgestern nach Hause kam, fand ich das Stierlein oben auf dem Heuboden, der Taugenichts da hatte es mir hinaufgetragen. Und als ich ihn zur Rede stellte, sagte er mir frech ins Gesicht, der Farren habe das frische Heu auf dem Boden gerochen und den ganzen Tag darnach unmenschlich gebrüllt, da habe er Mitleid gesah und ihm den Willen zum Heu erfüllt, sonst hätte er die Zunge am Ende so weit nach dem Futter herausgestreckt, daß sie ihm abgefallen wäre. Das Heu war aber in Gärung und feucht, und ich rechne es zu den Wundern, daß mir das Tier nicht an der Völle zugrunde ging. Und nun ist das meine wohlerwogene Meinung: Solchen Uebermut können wir nicht mehr unter uns dulden. Wenn sich der Christoph, Simon des Geißhirten Jüngster, für den wir einmal ein paar Messen gelesen und der nun als Angeklagter vor uns steht, noch etwas Angerliches zu schulden kommen läßt, so soll er den

Wanderstecken in die Hand nehmen und das Tal verlassen. Wir sind ruhige und friedfertige Leute, wie jeder von euch weiß, haben zu arbeiten, um leben zu können, wie euch nicht minder gut bekannt, und wollen keinen Störefried unter uns leiden!“ So wurde von der Gemeinde einstimmig beschlossen.

Nun kam auch der Mutter der Ernst der Lage zu Sinn, und nach langem Sträuben beschloß sie, den Buben allmählich zu leichter Handreichung heranzuziehen. Aber wie sollte sich Christoph sogleich in ein neues Leben fügen, nachdem er sich Jahre lang aus dem Nichtstun eine Tugend gemacht hatte? Er suchte sich zwar zu bessern — die Zurechtweisung vor der Gemeinde hatte seinem Hochmut einen empfindlichen Stüber versezt — aber wie es zu gehen pflegt: hat man sich lange im Unrecht geübt, so schlägt es einem auch zum Unrechten aus, wenn man einmal etwas Gutes im Sinne hat.

An einem Abend, als die Heimkühe zurückkehrten, wurde eine Kuh wütend. Sie hatte es auf den Schindler abgelehnt, der einmal vom Dach gefallen war und seither an einem Stock ging. Schon hatte sie ihn zu Boden geworfen, als Christoph herezuilte, sie bei den Hörnern faßte und bändigte. Aber er packte sie so wild an, daß er ihr die Hörner abdrückte. Das Unglück wollte es, daß die Kuh dem Ehegaumer gehörte, der viel in der Gemeinde galt. Der erhob ein lautes Geschrei und sagte, Christoph müsse das Tier gereizt und ihm dann aus Bosheit und Teufelei die Hörner abgedrückt haben; nun sei das Maß voll, die Gemeinde habe gesprochen, der Tunichtgut habe das Tal zu verlassen.

Christoph wendete ein, die Hörner seien vermutlich nicht fest angewachsen gewesen, sonst hätten sie sich nicht beim ersten Rucke gedreht. Das machte die Sache noch schlimmer; der Ehegaumer faßte das Wort als Spott auf und beharrte auf seinem Willen. Am nämlichen Abend traten die Gemeindeältesten zusammen und beschlossen ein Ende zu machen, in zwei Tagen müsse Christoph jenseits der Berge sein, der Pfarrer habe ihm den Beschuß mitzuteilen und einen guten Zuspruch auf den Weg zu geben.

Am folgenden Morgen in Herrgottsfrühe klopfte der Pfarrer an die Türe der Mutter Klephi und verlangte nach Christoph. Er erschien gähnend und reckte die mächtigen Gliedmaßen, daß die Gelenke knarrten wie die Räder eines schwer beladenen Wagens. „Stecke etwas Käse in die Tasche und komm mit mir,“ sagte der Pfarrer; „ich will zu Berg und brauche jemand zur Kurzweil, da nehme ich den Entbehrlichsten mit!“ Christoph ahnte wohl, daß eine saure Suppe gekocht wurde; aber er folgte dem Pfarrer ohne Murren und dachte: „Wie sagt man doch: Man macht keinen Schritt, ohne daß ein Bein dem andern zuvorkommt! Ich will abwarten, was er im Schilde führt, und dann wieder sehen.“ Sie stiegen wortlos an der Sommerhalde empor, von Alp zu Alp, dem Heidenpaß zu. Christoph war noch nie so weit gekommen.

Am Plattensee machte der Pfarrer Rast und schaute lange nach dem Wasser. Glatt und hell wie

ein Augapfel lag es zwischen den Felsen, grün wie ein Lärchenwald im Frühjahr, und darin spiegelten sich die Berge mit ihren Zacken und schroffen Hängen, mit ihren Geröllhalden und Schneeflächen. Der Pfarrer sagte halb zu sich, halb zu Christoph: „So sollte es in uns aussehen!“ Der Bursche merkte, wohin er zielte. „Wart, alter Knabe!“ sagte er sich und hob einen mächtigen Stein auf, um ihn weit in die Flut hineinzuwerfen und so das ganze herrliche Bild zu zerschmettern. „Das gleicht dir!“ brummte der Pfarrer und schritt wortlos davon, zur Paßhöhe hinauf. Oben setzte er sich auf einen Stein und gab Christoph einen Wink, das nämliche zu tun. Dann fing er an zu reden:

„Dort unten liegt unser Tal und Dorf, wo du nun achtzehn Jahre gelebt hast. Du siehst es, rings sind Berge, alles ist eng, und die dort hausen, brauchen Ordnung und Ruhe, wenn die Enge nicht zur Hölle werden soll. Wir sind arm, jeder Finger ist nötig, um uns zu nähren, ein jeder muß dem andern helfen, und wer nicht so tun will, ist ein Wasserschoß, das man abschneiden muß. Hast du schon Wasserschosse gesehen? Nein? Mäßig wachsen sie aus dem Stamm, schießen ins Holz und in die Höhe, als wäre kein vornehmeres Gewächs weit und breit. Aber sie tragen nie eine Blüte, nie eine Frucht, sie treiben nur deshalb, um den andern Zweigen und Nesten den guten Saft zu stehlen. Soll man da nicht das Messer an sie legen? Solch ein Wasserschoß bist du, zu nichts gut, als um Acker zu stifteten, du bist wie eine Krankheit an unserer Gemeinde. Wir haben dir zugesprochen, du hast wie ein Schelm vor der Gemeinde gestanden; aber du bliebst ein Wasserschoß, drum hat man dich gestern abgeschnitten. Der Boden dort unten will dich nicht mehr nähren, der Baum, an dem du gewachsen bist, will dich nicht mehr fressen, er ist nicht reich genug, um Schmarotzer an sich zu tragen. Und nun will ich dir sagen, warum ich dich hierhergeführt habe! Sieh vorwärts zur rechten Hand! Da führt ein Pfad in die Welt hinaus. Du siehst das fremde Tal unter uns, drin liegt ein Dorf, fast wie das unsere, man sieht es hier freilich nicht. Dieses Tal führt zu einem größern Tal hinab, und das steht wieder mit andern im Zusammenhang, und in jedem liegen Dörfer und wohnen Leute: das ist die Welt und soll fortan deine Heimat sein. Es geht dir besser als andern Wasserschosse: die wirft man in den Ofen, dich will man zu verpflanzen suchen und hofft, du werdest noch einmal eine Frucht tragen!“

Christoph schaute zu seinem Dorf hinunter und dann in die Ferne, von Berg zu Berg, und ahnte die weiten Täler und die Dörfer, die dazwischen lagen. Er fühlte auf einmal, daß er an dem Boden hing, auf dem er groß geworden, er dachte an die Mutter, die ihn so über alle Maßen liebte, an Georg und Martin, die für ihn arbeiteten. Aber sein Sinn wurde auch ins Weite gerissen, die Neugierde nach dem, was die Welt sei, nach allem, was sie bergen und offenbaren möge, erwachte in ihm, und so zerrte es ihn hierhin und dorthin. Der Zwiespalt zwischen Weilen und Wandern, den jeder einmal erfährt,

wurde in ihm entfacht. Der Geistliche sah, daß es in ihm arbeitete, er meinte Kummer auf seinem Gesicht zu lesen und sann nach, wie er ihn für das neue Leben vorbereiten und stärken könnte.

„Ich habe dich einst auf den Namen Christoph getauft,“ begann er wieder, „und ahnte nicht, wie der Name einmal zu deinem Wesen passen sollte. Freilich nur in einer Hinsicht, möchtest du ihn einmal ganz verdienen! Damit du mich verstehst, will ich dir die Geschichte des Mannes erzählen, der den Namen Christoph so getragen und zu Ehren gebracht hat, daß man ihn jetzt im Kalender findet. Er hieß eigentlich Adocimus und lebte fern gen Sonnenaugang als Heide unter Heiden. Allen Leuten war er über den Kopf gewachsen, er maß genau zwölf Ellen und zwei Zoll, wenn du dir das vorstellen kannst! Da stell' dich einmal neben mich! So, du siehst, ich reiche dir nur bis an die Schultern, und du wirst mich unansehnlich finden; ich sage dir aber, ständest du neben dem Adocimus, du würdest ihm kaum an die Hüften reichen, wie ein zehnjähriges Bübchen würdest du dich neben ihm ausnehmen. Das mag dir deinen Hochmut etwas lämmen! Sein Kopf war uns förmlich, man sagt, dem eines großen Hundes nicht unähnlich, da hast du etwas vor ihm voraus. Nun aber seine Kräfte. Die waren ganz unmenschlich! Nahm er zwei Rieselsteine in die Hand und drückte sie zusammen, so zermalmte er sie mit kleiner Mühe zu Mehl. Das machte er gewöhnlich als Kinderspiel mit der Linke; stell' dir vor, was er erst mit der Rechten vermochte oder wenn eine der andern half! Das ist etwas anderes als des Altesten Stierkälb auf den Heuboden zu lüpfen! Mach's ihm schnell nach! Wo soviel Kraft haust, schießt gern ein frecher Sinn in die Halme. So geschah es auch bei Adocimus. Und als man ihm sagte, er solle arbeiten wie andere Leute und, da er kein König sei, in Treuen einem andern dienen, gab er stolz zur Antwort, er werde nur einem Stärkern dienen, den solle man ihm zeigen. Man konnte ihm keinen vor Augen führen, und so zog er aus seiner Heimat weg, um den zu suchen, dem er ohne Schande dienen könnte. Er wanderte durch viele Länder, maß überall die Leute und kam endlich an den Hof des Königs Dagnus, der ihm als der Gewaltigste und Furchtbareste gepriesen wurde. Und wirklich, es war kein König wie andere. Er trug sein Schwert nie in der Scheide und war imstande, einem Diener den Kopf herunterzuhauen, nur weil er beim Frühstück eine Fliege sich hatte auf die Butter setzen lassen. Alles zitterte, wenn er nahte, und selbst die Löwen im Walde zogen die Schwänze ein und krochen tief am Boden hin ihren Höhlen zu, sobald sie seinen Schritt vernahmen. Das schien Adocimus nun der Rechte zu sein. Im Wald, während einer Jagd, wollte er dem König entgegentreten und ihm seine Dienste anbieten. Er verbarg sich zu diesem Zweck im hohen Gebüsch. Da nahte Waffengellirr und ein so herrischer Schritt, daß der Boden leicht bebte. Das mußte der König sein. Adocimus schob seinen Kopf zwischen den Zweigen hervor und fand sich zwei

Schritte vor dem Herrscher. Wäre es ein Löwe gewesen, der König hätte den Atem, den er eben eingezogen, nicht aus der Brust ausgestoßen, bevor er sein Schwert in das Blut des Tieres getaucht hätte. Der Anblick des ungewohnten Riesen Hauptes war ihm aber so unerwartet, daß er erschreckt zurücktrat und rief: „Was willst du von mir, Diabole? Laß mich unangefochten!“ Adocimus wußte genug. Er hatte den König erbleichen sehen, er hatte gemerkt, daß er sich vor einem Diabolus fürchtete! Weiter! Da war keine Zeit zu verlieren!

Als der König fort war, trat er ganz aus dem Gehölz hervor und sagte sich den Namen Diabolus, um ihn nicht zu vergessen, mehrmals vor; das mußte nun doch wohl der Stärkste sein, dem hätte er gerne gedient. Wie er so dachte, sah er plötzlich an seiner Seite einen nicht alten, aber auch nicht jungen Mann in grünem Jägerkleid stehen, nicht eben groß, aber von sehniger Gestalt. Der redete Adocimus an: „Ich bin Diabolus; du bist willig, mir zu dienen?“

Adocimus sah ihn verwundert an und entgegnete: „Ich habe dich nicht gerufen, wohl aber an dich gedacht!“

„Das genügt,“ erwiderte der andere, „der stillste Wunsch ist für Diabolus genug! Und nun sag, willst du dich mir verdingen?“

„Ich hab's im Sinn.“

„Wozu taugst du?“

„Mir dünkt, ich bin für grobe und schwere Arbeit zu gebrauchen.“

„Das trifft sich; eben hat mein Holzträger den Fuß gebrochen, da könntest du ihn ersehen. Welche Last traust du dir zu?“

„Zwei Klafter, auf jeder Schulter eines, wäre mir nicht zu schwer!“

„Abgemacht!“

Damit trat Diabolus etwas beiseite, klatschte in die Hände und rief:

„Axtlieb,

Beilhieb!

Beide heran,

Schlagt mir den Tann!“

Raum hatte die Stimme verhallt, als zwei Kerle dastanden in grauen Kleidern und mit feuerroten Bärten, die so lang waren, daß sie sie um den Leibwickeln mußten, damit sie ihnen im Arbeiten nicht hinderlich würden. Sie hielten blanke Aexten in der Faust und fingen gleich an, die Tannen zu fällen. Mit jedem Streich sank eine hin und schlug in ihrer ganzen Länge auf den Boden, aber ohne jenes sturmartige Rauschen, das jeder Holzhauer kennt.

Adocimus stand neben Diabolus, schaute dem Hantieren verwundert zu und sah, wie dicht vor ihnen zwei mächtige Stämme kreuzweise übereinander fielen. Wie das geschehen war, stieß Diabolus einen häßlichen Fluch aus und sprang entsezt von dannen. Adocimus fragte die Holzhauer, was das zu bedeuten habe. Sie lachten wie Schelme in ihre roten Bärte und wiesen mit den Aexten auf die übereinander liegenden Stämme: „Dieses Zeichen hat ihm in den Augen weh getan, ha, ha!“

„Warum? Was bedeutet es?“ fragte Adocimus wieder.

„Das magst du ihn selber fragen!“ lachten die beiden und schwangen ihre Aexte.

„Der fürchtet sich vor zwei Stämmen, die kreuzweise liegen,“ dachte Adocimus; „der kann der Stärkste nicht sein, ich muß weiter gehen!“

Er setzte seinen Fuß weiter und kam zu der Klause eines Einsiedlers. Dem erzählte er sein Erlebnis. Der Alte tat gar nicht erstaunt und sagte: „Er fürchtet das Kreuz, weil er ihm nicht gewachsen ist; willst du dem Stärksten dienen, so diene dem Kreuz!“

Adocimus erklärte, er sei dazu bereit, man möge ihm nur sagen, wie er es anzustellen habe.

„Du mußt dich taufen lassen,“ flärte ihn der Einsiedler auf; „du stellst dich in einen Fluß und beugst den Nacken, bis das Wasser darüber strömt!“

Adocimus wurde stutzig: „Ich will für das Kreuz tun, was man verlangt; aber meinen Nacken beuge ich nicht unter das Wasser, ich habe ihn bis zur Stunde noch vor keinem gebeugt!“

„Ich will dich nicht zwingen,“ sagte der Waldbruder, „aber ich nehme dich beim Wort: du willst für das Kreuz tun, was man begehrst; wohlan, stell' dich an den Fluß, den du dort unten im Tal strömen siehst, und wenn Leute ans Wasser kommen und möchten ans andere Ufer gelangen, so trägst du sie um des Kreuzes willen hinüber!“

Adocimus war es zufrieden und tat seinen Dienst am Flusse getreulich. Da trat eines Tages ein Knabe an ihn heran und bat, er möchte ihn ans andere Ufer setzen. Gleich hob ihn Adocimus auf seine Schultern und watete durch den Fluß, der eben durch den Regen stark angewollen war. Mitten in der Strömung geschah etwas Seltsames. Adocimus fühlte, wie ihm das Kind die kleine, weiche Hand auf den Nacken setzte und mit einer unwiderstehlichen Kraft darauf drückte. Er sträubte sich gegen den Zwang, er steifte den Hals, er biß die Zähne zusammen, er stützte das Haupt mit der Hand, die er frei hatte: es half alles nichts, der Knabe ließ nicht nach und drückte ihm den Nacken immer tiefer, wie man eine Rute beugt, und ruhte nicht, bis ihm das Wasser mächtig über das Haupt strömte. Nun ließ der Druck nach, und Adocimus watete mit triefendem Haar ans Ufer. Er stellte das Kind auf den Boden, spreizte die Beine und stemmte die Hände auf die Hüften und schaute das Kind verwundert an. Es lächelte ihm zu, und es war in seinem Auge ein so übernatürlicher Glanz und eine solche Kraft, daß Adocimus fühlte, er habe nun den Stärkern gefunden. Der Knabe aber sagte lächelnd: „Du bist nun getauft, ich gebe dir den Namen Christophorus; daran magst du erkennen, wen deine Schultern getragen haben: als Christusträger sollst du der Welt bekannt werden!“

So erzählte der Pfarrer und schwieg eine Weile, dann fuhr er fort: „Ich habe dir die Geschichte des Heiligen erzählt, damit du tuest wie er. Gehe auch du hin und suche einen Stärkern, dem du dienen magst! Du hast gesehen, daß man seinen Meister



Max I. de Sury, Kreuzlingen.

Im Park bei Buxheim (1879).
Phot. Kuban, Konstanz.

oft da findet, wo man ihn nicht vermutet hat. Denkt daran! Und vergiß auch das nicht: wo soviel Kraft ist wie bei dir und deinesgleichen, muß einer kommen, der sie niederzwingt, dann mag es gut werden; findet die Kraft aber ihren Bändiger nicht, so dient sie dem Bösen!"

Der Pfarrer hielt wieder inne und erwartete eine Entgegnung; aber Christoph schwieg, er hatte die Worte des Alten nur halb begriffen und erwartete weiteren Aufschluß. Das verstand wiederum der Pfarrer nicht und schwieg auch. Nach einer Weile erhob er sich und sagte: „Ich habe dich da herausgeführt, um dir den Weg in die Welt zu zeigen. Du hast nun die Wahl: entweder kehrst du wieder mit mir ins Dorf zurück, um von der Mutter und den Brüdern Abschied zu nehmen und morgen früh wieder den gleichen Weg wie heute zu gehen und ihn dann fortzusehen, oder du steigst gleich jetzt auf der andern Seite hinunter und überlässt es mir, den Deinen den letzten Gruß zu bießen. Ich rate zu letzterem, es wird dir und der Mutter Alephi leichter so. Als Behrung gebe ich dir hier den Inhalt meines Sackes mit, es ist gedörrtes Fleisch, Käse und Schmalz drin, ich habe mich vorsehen.“

„Er hat sich vorgesehen,“ dachte Christoph, „er wußte am Morgen schon, daß er mich ins fremde Tal hinunterstoßen wollte. Oh, der Fuchs!“

„So geh nun,“ hob der Pfarrer mit großem Ernst wieder an, „tritt hinaus in die Fremde und ende gut wie dein Namensheiliger; der sei dir immer ein Ratgeber und Wegweiser! Und bist du nach langem Wandern besser geworden, so komm wieder zu uns, es wird dir dann keiner den Paß versperren.“

Nun erst merkte Christoph den ganzen Ernst und fühlte, was es heißt, aus seiner Heimat verstoßen zu werden, den Boden unter den Füßen zu verlieren, auf dem man seit seinen Kindertagen gegangen ist, von der Mutter losgerissen, von der Gemeinschaft abgebröckelt, wie ein Eisloch, der sich vom Gleitscher loslöst und vom Bergstrom davongetragen wird, keiner weiß, wie weit. Und warum all das? Wegen ein paar dummer Streiche, die nicht der Bosheit, sondern dem Uebermut entsprungen waren. Eine helle Wut packte ihn nun, und er schrie: „Ich habe gestern eine tolle Kuh gebändigt und verhindert, daß sie den Schindler zerstampfte, und dafür jagt ihr mich wie einen reudigen Hund davon. Ist das billig? Ich möchte einen Felsblock vom Berg loslösen und auf das Dorf hinunterwälzen und alle zu Mus...“ Er dachte an die Mutter und machte den Sack nicht fertig, sondern fuhr ruhiger fort: „Ich gehe, ich will euch den Willen tun!“

Der Pfarrer wollte ihm entgegnen, daß er nicht wegen der tollen Kuh, sondern wegen des fortgesetzten Uebermutes und der gefährlichen Unbändigkeit des Tales verwiesen worden sei; er aber hörte nicht auf ihn, er warf noch einen Blick auf das Dorf hinab und verließ den Alten mit den Worten: „Grüßt mir die Mutter und die Brüder!“

Schon war er fort. Wie ein Stein, der abschlipft und in immer größeren Sägen in die Tiefe springt, so eilte er dem fremden Tal, den fremden Menschen und der fremden Welt zu.

III. Lütfel.

Gegen Abend kam Christoph unten im Tal an. Er trat aus einer Schlucht heraus und sah unter sich ein Dörfchen eng um die Kirche zusammengedrängt. Er setzte sich unter eine Tanne und überlegte, wie er nun sein Leben angreifen wolle. Da er aber ohne Erfahrung und Weltkenntnis war, fiel ihm nichts Besseres ein, als das Beispiel des heiligen Christoph zu folgen: seinen Meister zu suchen und ihm dann zu dienen. „Und,“ sagte er sich, indem er den Kopf zurückwarf, „wie er seinen Nacken nicht freiwillig beugte, so will auch ich den meinen nicht ohne Not beugen. Er war ein Heide, und so war es recht, daß er schließlich den Stärkern fand, ich aber bin ein Christ und bin neugierig, wer mich niederringen will!“ Er griff zwei Kiesel auf und suchte sie zwischen den Händen zu zermahlen; da es ihm aber nicht gelang, wurde er wieder nachdenklich. Er bemühte sich, das Bild seines großen Namensgebers sich vor Augen zu malen, und da kam ihm plötzlich ein Einfall: „Der Heilige war ein Schalk, wenn es der Pfarrer schon nicht sagen wollte, ja, ein Erzschalk, der es darauf anlegte, die Leute an der Nase herumzuführen. Und er hatte recht! Wozu sonst ist man stark? Es ist nicht das Verdienst der Marklosen, wenn ihm am Ende das Wasser über den Kopf lief! Ich will ihn als Rater und Wegweiser nehmen, gut, aber ich will es auch mit seiner Schalkheit versuchen. Und nun zu!“

Er schritt zum Dörfchen hinab und wunderte sich über die Kleinheit der Leute, die in den Wiesen das End häufselten oder in den spärlichen Aedern die Rüben ausgruben. Er meinte, es sei ein Volk von Kindern. In der Dorfgasse ließen ein paar Frauen und Männer und ein Haufen Kinder zusammen, als der Dreistöckige erschien. Er fragte, wie das Dörfchen heiße, und erhielt die Antwort, es sei Weißbuch.

„Ist hier ein König zu Hause?“ forschte er weiter.

Man lachte: nein, da sei noch nie ein König zu Hause gewesen, da müsse er schon weitergehen.

„So sagt mir, wo der Stärkste von euch zu finden ist!“

Man sann nach, nicht sowohl, um sich auf den Stärksten zu besinnen, als um dahinterzukommen, wo der Siebenlange schließlich hinauswolle. Endlich aber sagte ihm einer der Alten, der Stärkste sei wohl der Zimmermann, und er zeigte ihn oben am Waldrand, wo er einen Brunnentrog zurechthieb.

Ein paar Minuten später stand der Fremdling oben beim Zimmermann und redete ihn an: „Ich heiße Christoph und bin ausgezogen, um meinen Meister zu finden; ich diene aber nur einem Stärker, als ich bin, wollt Ihr's mit mir versuchen?“

Der Zimmermann maß den Burschen und

dachte, einen solchen Gesellen könnte er freilich zum Balkenträgen brauchen.

„Wieviel Lohn verlangst du?“ hob er nach einer Ueberlegung an.

„Lohn? Lohn verlange ich nicht!“

„Das läßt sich hören,“ brummte der Zimmermann, in dem die Lust nach einem so starken und billigen Gesellen immer stärker wurde. Wie aber konnte er ihm zeigen, daß er der Stärkere sei? Nun, vielleicht half die List; denn man weiß es ja: wo alle Mast ins Fleisch geht, kommt der Witz zu kurz.

„Um uns zu messen,“ sagte er, „wollen wir densen Trog ins Dorf schaffen; ich bin eben damit fertig geworden. Du trägst ihn bis zu jenem Rain, das ist halbwegs, und ich schaff' ihn dann ganz hinab.“

„Abgemacht,“ erwiderte Christoph; „aber vor der Arbeit möchte ich gerne einen Blick in jenen Korb tun!“

„Das steht dir frei, laß dir's schmecken!“

Das ließ sich Christoph nicht zweimal sagen; dann, nachdem er den Korb geleert hatte, hob er den Trog mühelos auf die Schulter und trug ihn zum Rain hinab, wo er ihn niederlegte.

„Nun paß auf,“ sagte der Zimmermann, „wie ich's mache; du kannst dabei etwas lernen!“ Er bückte sich, faßte den Trog an, wälzte ihn ein-, zweimal um, bis er von selbst weiterrollte und mit einem hohlen Ton, der wie Hohn klang, ins Dorf hinabpurzelte. Der Zimmermann lachte, Christoph machte ein langes Gesicht und brummte, so sei der Handel nicht gemeint, es sei eine zweite Probe zu machen. Damit sprang er dem Trog nach, hob ihn auf und trug ihn, ohne ihn einmal abzustellen, wieder zum Wald hinauf.

„Diesmal,“ rief er dem Zimmermann, der ihm schimpfend nachgekommen war, zu, „machen wir's umgekehrt: Ihr tragt den Stamm bis zum Rain,

ich wälze ihn ins Dorf hinab, und Ihr schafft ihn wieder da herauf; gerät's Euch, so soll der Handel gemacht sein!“

Die Neugierigen, die nachgekommen waren, lachten, der Zimmermann aber wurde ärgerlich und rief dem Burschen zu: „Du bist ein Narrenstück!“

„Zur rechten Zeit ein Narr sein, ist auch eine Kunst.“

„Lauf, so weit der Himmel blau ist!“

„Den Rat will ich befolgen,“ lachte Christoph und schritt in der Richtung, in der das Wasser floß, von dannen. Alle staunten dem Riesen nach und wußten nicht, was sie von ihm halten sollten.

Christoph schritt von Dorf zu Dorf, von einem Tal ins andere und ließ sich keine Gelegenheit entgehen, die Leute zu hänseln oder mit seiner Größe und Riesenkraft zu erschrecken. Ueberall lief der Mutwille mit ihm und der Unwille hinter ihm her, ja, seine Ausgelassenheit wuchs von Tag zu Tag, und immer frecher ging er mit den Menschlein um, unter denen für ihn kein Meister gewachsen schien.

Aus dem hohen Gebirge kam er in das weniger wilde Land, wo Berge von übersehbarer Höhe liebliche Täler einschlossen, mit Acker und Wiesen in angenehmem Wechsel, mit Bäumen, die unter ihren roten und gelben Früchten fast zusammenbrachen und gestützt werden mußten. An einem Morgen, da die Herbstsonne den Nebel aus seinen Tiefen hervorlockte und in ein mildes Blau einzuckte wie Wäscherrinnen ihr Linnen, schritt er durch ein abgelegenes Tälchen dahin, zu jedem tollen Streich aufgelegt. Die wohlige Wärme, das von Hügeln und Bergen widerstrahlende Licht, die herbstlichen Wälder, in denen alle Farben vom Grün zum Rot durcheinanderschwirrten und in Erwartung einer tödlichen Biße noch einmal hell in der Sonne zu lachen schienen, all das drang auf Christoph ein, und was in den Menschen der Niedergang eine durch Winterahnungen leicht gedämpfte Heiterkeit erzeugt, ward in dem Sohn des Hochtales, der noch nie den Tod des Laubwaldes erlebt hatte, zu schrankenloser Ausgelassenheit.

In einem Alter sah er einen Bauern, der bedächtig über die Furchen schritt, bald nach rechts, bald nach links schwankte und aus einem Sack etwas Braunes auf die Schollen warf. Er trat zu ihm hin und sagte, er möchte ihm den Stärksten des Tales nennen. Der Bauer besann sich und entgegnete, das sei die Sonne, die müsse noch vor dem Schneefall die Körner, die er da säe, Grünes treiben lassen, da gehöre Kraft dazu. „Du bist wohl nicht gescheit!“ entgegnete Christoph, und da er bemerkte, daß des Bauern Nase etwas schief im Gesichte stand, hatte er gleich einen Schabernack zur Hand.



Max J. de Sury, Kreuzlingen.

Bregenzer Blattstadt.



Max Josef de Sury, Kreuzlingen.

„Weißt du,“ fuhr er fort, „daß deine Nase dir nächster Tage in die rechte Backe einwächst? Das darf nicht geschehen; sag deiner Sonne, sie soll sie einen halben Zoll nach links rücken! Du traust ihr die Kraft nicht zu? Nun, so will ich dir die Nase ausrichten!“ Damit versetzte er dem Bauern einen empfindlichen Nasenstüber von rechts und ließ den Verblüfften auf seiner Furcht stehen. Der hohle Ton der Nase, das lange Gesicht des Bauern, der sich von seiner Verwirrung erst erholt, als Christoph schon weit weg war, kamen diesem so spaßig vor, daß er sein Stüklein zu wiederholen beschloß. Dem nächsten, den er antraf, gab er ohne lange Einleitung einen Nasenstüber von links, dem folgenden wieder einen von rechts und so weiter, bis er zu einem Gehöfte kam, wo ein Bauer mit seinen fünf Söhnen in der Tenne drosch. Das Schauspiel zog ihn an, und er sah lange zu, wie die Sechse in zwei gleichen Gruppen auf beiden Seiten der Tenne langsam über das ausgebreitete Korn schritten, je zwei vorwärts und einer rückwärts, und ihre Flegel im Takt hoben und niederschlugen, wo-

Aufsteigendes Gewitter (Motiv von der Bregenzer Heide, 1892).

bei die hölzerne Tenne wie eine Trommel klang, bald kräftiger, bald schwächer, wie es der Vater mit seinem Schlegel angab. Das kam Christoph wie Musik vor. Als sie in ihrer Arbeit innehielten, um das Korn zu wenden, verlangte er die Hantierung auch zu versuchen. Er schwang den Flegel in die Höhe, sah aber gleich, daß der Raum zwischen der Tenne und der Garbenbühne viel zu niedrig war, als daß er recht hätte ausholen können. „Schafft mir die Balken da oben weg!“ befahl er den Bauern. Sie aber sahen dazu keine Veranlassung und lachten über sein Begehr. Er drohte, sie blieben fest; da griff er zu einem Wiesbaum, der von der Ernte her noch vor dem Hause lag, und begann damit in den Bühnenbalken herumzustotern, bis einer mit Gepluster herabfiel, dann noch einer, dann zwei zugleich und mit ihnen eine schwere Last von Garben, die darauf gelegen hatte. Das Unglück wollte es, daß eins der Bühnenhölzer ihn am Kopf traf und zu Bodenwarf, sodaß er unter dem Balken- und Garbensturz tief begraben wurde... .

(Schluß folgt).

Tapfere Herzen.

Novelle von Anna Zwicky, Zürich.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Als der frische Morgenwind die Feierklänge des Sommertagsgeläutes an die Hänge hinaustrug, näherten sich Martin, Helene und Margarete schon dem braunen Hause auf dem Schwettiberg. Unbemerkt kamen sie heran; nun

standen sie vor den Stubenfenstern und schauten hinein. Auf dem Tische lagen in bunter Fülle frische Alpenblumen. Davor saß Elisa, einen Kranz windend, während ein junger Mann ihr die Blumen reichte. Das Profil des Jünglings war